

Die Zeitungs Welt

Nr. 19

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Stephan, der Schmied.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Der Schmied stampfte nach der Wohnstube hinüber. In der Mondhelle, die auch in den Flur drang, konnte die Katharina von oben deutlich seinen schwarzen Wollkopf sehen. Dabei fuhr es ihr durch den Sinn, wenn man an den mit einem Eisenschlegel schläge, wäre der Kopf der härtere von beiden.

Irgendwie war es aber, daß etwas von dem Bilde, das er an diesem Abend gesehen hatte, doch in Fausch haftete. Es stand Tage und Wochen nachher in ihm, und manchmal beschäftigte es seine Gedanken. Ein-, zweimal fragte er seither die Katharina nach dem Knaben: „Was macht der Bub? Fütterst ihn noch so gut?“

Die Zeit verging in Waltheim wie anderswo. Die Katharina in der Schmiede seufzte an jedem Jahresende, wie andere Leute auch tun: „Jesus, jetzt hat es erst angefangen und ist schon wieder vorüber.“

Einmal am Ende eines Jahres, das eben wieder einem neuen Platz machen wollte, fügte sie hinzu: „Es kann eines an dem Buben sehen, wie alt man wird.“

Das jetzt zu Ende gehende war das sechste, seitdem der Bub in der Schmiede am Leben war.

So war die Zeit vergangen.

„An dem Buben,“ sagte Katharina, weil

sie den Namen, den er trug, nicht aussprechen mochte und ihm doch keinen anderen geben durfte.

„Stain,“ rief der Schmied von der Straße herauf, wenn er den Knaben in der Werkstätt

haben wollte, oder durchs Haus, wenn er ihn sonst suchte. Seine Stimme klang dumpf wie sein größter Amboss und so laut, daß der Name auf ein paar hundert Schritt in der Runde zu hören war. Wenn aber

jemand das Kind selber um seinen Namen fragte, so hob es noch in aller Unschuld das feine Gesicht und sagte: „Stain heiße ich, stain.“

Und es war schon gewöhnt, daß es den Namen immer zweimal sagen mußte, denn beim ersten Male wollten ihn die Leute immer nicht verstehen oder nicht glauben.

Stephan Fausch hielt den Knaben um kein Haar anders, als er ihn gehalten hätte, wenn kein Maler an ihm gewesen wäre. Seit jener der eigentlichen Pflege der Katharina entzogen war, allein stehen, gehen und essen konnte, schlief er zwar noch oben in der Magdtkammer, teilte aber sonst die Wohnstube mit dem Vater und aß mit ihm am Tisch. Dieser kümmerte sich nicht groß um ihn, tat ihm aber auch nichts zuleide; in der ersten Zeit war es, als sehe er geflüchtlich über ihn hinaus. Im letzten Jahre trat darin eine Aenderung ein, als dem kleinen Neden und Gedanken klarer und kluger zu werden begannen und dann und wann, wie bei anderen Kindern, ein Wort ihm über die Lippen fuhr, an dessen Utflugheit oder



Dirk Jan van der Laen: Das Landhaus.

(Original im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.)

Droßigkeit sich jeder der es hörte, ergöhte. Der Schmied hatte ein zu einsames Leben, als daß nicht die kleine Abwechslung, die der Knabe hineinbrachte, ihm, ohne daß er es sich und anderen gestand, willkommen gewesen wäre. Er rief ihn häufiger zu sich in die Werkstatt hinunter, warf ihm einen leichten Hammer zum Spielen hin oder ließ ihn aufpassen, wie er selbst ein Gusseisen formte, einen glühenden Stab bog und dergleichen mehr. Wenn sie beide allein waren, so standen sie oft in droßigem Einvernehmen beieinander und unterhielten sich, während der Schmied arbeitete. Die zwei Stimmen dröhnten zwischen den Klingklang des Schmiedehammers, jetzt die Fauschs dumpf oder hart, jetzt die des Kindes hell und hoch, wie wenn der Hammer auf die äußerste Spitze des Anboßes sprang. Die Gestalten des Mannes und des Knaben gaben einen großen Gegensatz. Fausch, wenn er vor dem Kinde stand, erschien noch schwerer, plumper und dunkler als sonst. Der Feuerschein der Esse leuchtete in sein braunes Gesicht und zeigte die Kohlenspuren darin, den Schweiß auf seiner Stirn und den Staub in seinem wirren, wuchernden schwarzen Bart. Die Funken sprangen rings unter seinen wuchtigen Schlägen, aber sie sprangen kurz, spritzend und pfellschnell zu Boden, sprangen dem Knaben vor die im plumpe Schutzwirk stekenden Füße, wohl auch auf den Schuh selbst, und wenn einer auf dem rauhen Boden glommt, sah der kleine Knabe hinab und lachte und freute sich, wenn er lange nicht erlosch. Der Knabe war aber so hell wie der Mann finster. Wie neu aus einer Schachtel genommen stand er da; denn die Katharina hielt ihn immer noch wie ihr Gräßelein vorzeiten. Er trug wohl rauhe graue Strümpfe und aus Fauschs abgelegtem Sonntagsgewand geschnittene Hosen und Jacke. Es war hartes, unausgezeichnetes Zeug, aber das grobe Hemdchen, das an den Ärmeln und am Kalse daraus hervorsah, war von leuchtendem Weiß, das in der ruhigen Schmiede so sonderbar sauber sich ausnahm, daß seine Farbe gleichsam in die Dunkelheit hineinlachte. Das war aber nicht das einzige Helle an dem Kinde. Die Hände, die aus den Ärmeln traten, waren schmal und schlank und ganz fein und sie hatten eine geschickte Art, Urcines mit den Fingerippen zu fassen, ohne sich zu beschmutzen. Vollends hell aber war des kleinen Kain Haupt mit dem schlank aus dem zierlichen, ungeklärten Hemdfragen ragenden weißen Kalse. Der Knabenkopf war von einer so seltenen und fast unirdischen Schönheit, daß die Katharina, die ein frommer Mensch und nicht überklug war, oft mit gefalteten Händen und offenem Munde, wenn Kain sie nicht bemerkte, in seiner Nähe stand und ihn bestaunte. Dabei gingen heimliche Schauer durch ihre Seele und Gedanken durch ihren alten Kopf. Wenn er gar kein Mensch wäre, der Kain, der Bub, wenn dem Schmied ein — ein Engel unter dem Dach wohnte und — Die Katharina, die im Gegensatz zu Stephan Fausch eine Katholikin war, bekreuzte sich bei solchen Gedanken.

Für einen Engel sah Stephan Fausch seinen Buben noch lange nicht an, aber wenn der vor ihm Stehende ihn nicht beobachtete, staunte auch er manchmal heimlich in sein Gesicht, das in jedem Zuge wie ein Kunstwerk war. Der Mund hatte die Form behalten, die der des Säuglings getragen, er war wie eine leise den Kelsch öffnende Blume, Kinn und Nase, Wangen und Stirn waren von scharfem Schnitt, die Augen groß und von einer dunkeln Stahlfarbe. Ihr Blick hatte etwas Strahlendes, das besonders reich hervorbrach, wenn die langen Wimpern plötzlich sich von ihnen hoben. Das Haar war blond, ganz hell, wie das der Mutter gewesen war, und die Katharina ließ es dem Kinde lang auf Schultern und Rücken hängen. Auch Fausch also, über den alle Schönheit Gewalt hatte, hielt

manchmal in der Arbeit inne und weidete sich an der Erscheinung des Kindes, aber er war zu diesem kurz angebunden wie zu jedem anderen, so daß selbst ihr Gespräch in der Werkstatt eine mühsame und zerhackte Sache war. Kam die Magd oder ein fremder Mensch hinzu, so herrschte er wohl den Knaben in barscherem Tone an, schob ihn unsanft aus dem Wege und nannte laut und mit geflissentlicher Deutlichkeit seinen Namen. Er packte so gleichsam den kleinen Kain mit seinen beiden Händen und stellte ihn den Leuten deutlich und nahe vor die Augen: „Seht ihn an! Das Unrecht habe ich in ihm gezeichnet und die Schmach, die sie mir getan haben!“ Es war nichts Kleines oder Geschäßiges in diesem Tun; er wollte nur zeigen, daß er Manns genug sei, nichts an der ihm widerfahrenen Schande zu verheimlichen, aber auch dafür Vergeltung zu üben, ohne zu fragen, ob diese anderen gefiele.

Der Knabe ertrug den häufigen Wechsel im Wesen seines Vaters, an den er sich bald gewöhnte, sonderlich leicht. Er weinte nicht, sah Stephan, wenn der posterte, wohl einmal erstaunt aus großen Augen an und wand sich ein andermal unwirsch unter seinem ihn beiseite-schiebenden Griff.

Indessen kam die Zeit heran, da der kleine Kain Fausch schulpflichtig wurde. Die Katharina brachte ihn nach dem Dorfe, als er den ersten Schulgang tat. Aber schon am nächsten Tage bedurfte er ihrer nicht mehr und war in Walthheim bald heimisch. Weil er in seinem Neuzug anders, gleichsam vornehmer war als sie und das Haar in langen Locken trug, staunten ihn anfangs die Dorfkinder verwundert an, aber da er ein aufgeweckter Putsch war, fand er bald seine Gespielen unter ihnen, und sie gewöhnten sich an ihn, wie er sich an sie gewöhnte.

Der Schmied schien, da er nun wenig mehr um ihn war, den Knaben wie früher zu übersehen und zu vergessen. Erst nach Wochen erinnerte ihn der Zufall daran, daß Kain in einen neuen Abschnitt seines Lebens getreten war. Es war am Abend eines der lichten Tage, an denen die Sonne ihre Strahlen wie die glänzenden Fäden eines Spinnenwebes über die Straße zwischen den zwei Wäldern spannte. Der südliche Wald warf einen kühlen, klaren Schatten, und wo dieser aufhörte und das Spinnen der Sonne begann, war eine messerscharfe Grenze. Fausch, dessen Tagwerk getan war, steckte die kurze Pfeife zwischen die Zähne und schlenderte auf der Straße gegen Walthheim und durch die Sonne hin, badete dabei beide nackten schwarzen Arme, sie vor sich hinstreckend, im Lichte und ergöhte sich daran, wie er mit jeder Bewegung einige der goldenen Fäden zerriß. Da sah er drüben aus dem Walde in den schönen Schatten den kleinen Menschen, den Kain treten. Er trug eine große, von Stroh geflochtene, feine Schulfachsen bergende Tasche in der Hand und kam mit für die Länge seiner Beine weiten, fröhlichen Schritten daher. Das Haar hing ihm lang auf die Schultern, und sein weißes Gesichtlein leuchtete. Als er aber die Linie zwischen Schatten und Sonne überschritt, war um seinen unbedeckten Kopf ein Blitzen, und das Haar schimmerte einen Augenblick wie von Gold.

Stephan Fausch blieb unwillkürlich stehen, um das fremde Bild zu betrachten, welches das durch die reiche Sonne schreitende schöne Kind bot. Der Knabe hatte indessen den Vater bemerkt. Heiterkeit verdrängte den sinnenden Ausdruck, der in seinen Zügen gelegen, und er grüßte schon von weitem.

Fausch nickte, ließ ihn herankommen, fragte eine müßige Frage, ob er aus der Schule käme, und wendete sich dann, so daß sie zusammen, Seite an Seite, heimzu gingen. Der Schmied änderte dabei das Schlendernde seines Schrittes nicht. Der Knabe mußte deshalb ebenfalls langsamer gehen, und weil der Vater nicht sprach, verfiel er nach wenigen Versuchen, mit jenem ein Gespräch zu führen, in sein voriges Nach-

denken zurück. Nach einer Weile aber hob er die Augen und fragte plötzlich: „Warum habe ich denn den Namen?“

„Welchen?“ fragte Stephan.

„Sie lachen immer, wenn sie mich rufen. Einen Schandnamen habe ich, sagen die Kinder.“ Seine Augen füllten sich mit Wasser, er wischte es heimlich weg, damit es der Vater nicht sehe. Der lachte rauh. Eine Antwort gab er nicht. Sein Oberkörper neigte sich nach vorn, die harte Stirn sah aus, als ob er damit gegen etwas anrennen wollte; auch schritt er rascher aus.

„Der Lehrer ruft mich Fausch, nur Fausch. Die anderen nennt er alle beim Vornamen,“ hob Kain wieder an.

„Der ist ein Narr, der Lehrer,“ sagte der Schmied. Als er das sagte, standen sie schon am Hause, und er hielt nicht an, sondern trat gleich in die Werkstatt; einen anderen Bescheid bekam das Kind nicht.

Aus Walthheim heraus aber kam in den nächsten Wochen eine sonderbare Welle gegen die Schmiede geschwommen. Die Dörfler entriesteten sich über die Schrutle Stephan Fauschs, seinen Buben den Sündernamen tragen zu lassen. Sie hätten das längst, hätten es schon damals tun können, als der Knabe getauft worden war, aber damals war die kleine Erregung wieder in sich zusammengesunken. Jetzt sahen sie den leibhaftig vor sich, dem der Schmied ein Mal aufgedrückt, und sahen einen Menschen, an dessen Neuzugern der Trosteste und Alltägliche unter ihnen seine heimliche Freude hatte. Darum nahmen sie ihn in Schutz. Zuerst kam der Lehrer zu Stephan Fausch heraus, ein junger, aufgeklärter und deshalb vorlauter.

(Fortsetzung folgt.)

Schreibmaschinen.

Von Hugo Hillig.

Die Schreibmaschine ist heutzutage wohl so ziemlich auf der ganzen Welt zu finden. Allen Ländern voran marschiert natürlich Amerika; die konservativen Engländer scheinen sich, entsprechend ihrem regen Geschäftsleben, noch nicht allzusehr für das Maschinenschreiben begeistert zu haben. So stellt denn auch dieses Land in der Erfindungsgeschichte der Schreibmaschine nur einen Konstrukteur, Hughes aus Manchester, der 1850 eine Schreibmaschine mit großem und kleinem Alphabetaute; diese Maschine wanderte aber bald nach Paris, wo sie von Levitte verbessert wurde; näheres ist nicht von ihr bekannt. Auch in der Fabrikation von Schreibmaschinen sticht England nicht sehr hervor. Sein Export an Schreibmaschinen nach Deutschland ist verhältnismäßig geringer. Amerika dagegen ist das Land, wo „die Schreibmaschine blüht“. Dort ist der Beruf des Typewriter (Maschinenschreiber) schon fest in sich begrenzt und vornehmlich vom weiblichen Geschlecht ausgefüllt. Bei einer 1905 vorgenommenen Zählung gab es in Nordamerika 86 118 Maschinenschreiberinnen.

Trotz dieser riesenhaften Verbreitung der Schreibmaschinen in Nordamerika sind die Vereinigten Staaten doch nicht das Land, in dem die Wiege der Erfindung stand. Den ersten Ansatz zur Schreibmaschine findet man in Deutschland, und noch dazu in einer Zeit, in der das Bedürfnis nach einer maschinellen Vorrichtung zum Schreiben noch nicht vorhanden war. Daran dachte aber auch der Erfinder nicht; er wollte eine Maschine für Blinde herstellen, mit der sie sich selbst eine plastische Schrift schreiben sollten, die dann andere Blinde abtasteten konnten. Der Mann war selbst ein Blinder; es war der Begründer des Breslauer Blindeninstituts, mit Namen Knie. Ob es ihm gelungen ist, sein Problem zu lösen, ist nicht festzustellen und auch ihre Konstruktion ist nicht bekannt.

Genauerer dagegen weiß man von der Schreibmaschine, die 1839 in Paris gebaut wurde. Ihr Erfinder war der Physiker Bernhard Leon Foucault, nach dem der Foucaultsche Pendelversuch (1851) benannt ist. Foucault war ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hatte, wie man heute sagen würde: erst zog es ihn zur Medizin, dann beschäftigte er sich mit photographischen Versuchen und später mit Physik: an allen Dampfmaschinen ist denn auch noch heute eine seiner Erfindungen zu sehen: die beiden Regulatorkugeln, die die Geschwindigkeit automatisch regeln. Foucault treffen wir 1855 wieder als Schreibmaschinenerfinder, und es heißt, daß er seine Maschine als Mittel gegen den Schreibkrampf gebrauchen wollte. Seine erste Maschine, die später durch Melizard verbessert worden ist, hieß *Manigraph*. Sie ist die Schreibfugel, die noch lange den Schreibmaschinenkonstruktoren als Vorbild diente und der wohl auch die Foucaultsche Schreibmaschine von 1839 ähnlich war. Auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 war eine Schreibfugel von zwei dänischen Konstrukteuren namens Malling und Hansen ausgestellt, wo sie gewaltiges Aufsehen erregte. Es war noch ziemlich dieselbe Art, wie sie Foucault konstruiert hat: eine Halbkugel auf einem Gestell; durch die Halbkugeln ragen radikal die federnden Lastenstangen, die an ihrem unteren Gestell die Typen tragen und wenn sie niedergedrückt werden, genau im Mittelpunkt der Kugel (deren eine untere Hälfte gedacht ist, also fehlt) auftreffen, wo nun das Papier angeordnet ist.

Das Papier liegt bei Foucault und Malling-Hansen noch eben auf einer Fläche. Bei Foucault muß das Papier mit der Hand Buchstabe um Buchstabe weitergerückt werden, bei der Malling-Hansenschen Schreibfugel bewegt es sich schon automatisch um je einen Buchstaben von der Druckstelle weiter. Indes ist noch ein anderer Unterschied zwischen beiden Konstruktionen vorhanden. Bei Foucault sind nur Antiquaversalien zu schreiben und diese Konstruktion hat keine Typen für jeden Buchstaben, sondern die Drucktypen zeigen nur Teile von Typen, aufrechtstehende Striche, Querbalken und Bögen. Jeder einzelne Buchstabe mußte also mit mehreren Tasten zugleich gedruckt werden, wobei sich erst auf dem Papier der Buchstabe zusammensetzte. Es ist klar, daß diese Maschine sehr langsam arbeitete und daß auch die Schrift nicht sonderlich schön und auch nicht sauber sein konnte. Um ein A zu drucken, mußten vier Tasten niedergedrückt werden, von denen eine den oberen, eine den mittleren und zwei die beiden Aufrechten rechts und links drückte. Bei Malling-Hansen waren an den Lastenstangen schon gravierte Buchstaben angebracht und wenn diese Schreibfugel auch nur große Buchstaben schrieb, so mußten doch immerhin die Zahl der Tasten sich auf mindestens 25 vermehren, während Foucault höchstens 5 bis 6 Tasten gebraucht hatte. Wie aber alte Ideen immer wieder aufgegriffen werden, zeigt sich daran, daß in Deutschland 1882 Schmitz ein Patent für eine Maschine erhielt, die schon die modernere Anordnung von Papier und Tastenhebeln hatte, die aber nur 5 klaviaturähnliche Tasten enthielt, mit denen die großen Antiquabuchstaben zusammengesetzt werden mußten. Teilweise ist dieselbe Idee bei einer neueren Stenographiemaschine wieder benutzt worden.

Die älteren Schreibfugeln waren jedoch auch in der Art, wie das Papier unter die Typenstempel geführt wurde, sehr primitiv. Es ist schon erwähnt, daß bei Foucault das Papier mit der Hand weiter gezogen werden mußte; bei Malling-Hansen ging das automatisch. Bei der im Jahre 1878 in Deutschland patentierten Schreibfugel von dem Kopenhagener Hansen, der jedenfalls mit dem Hansen von 1873 identisch ist, wird schon ein modernes Prinzip der Papier-

führung angewandt: das Papier ist hier auf eine gebogene Fläche gespannt, die sich selbsttätig Buchstabe um Buchstabe und dann auch Zeile um Zeile weiter rückt. Allerdings ist diese gebogene Fläche nicht voll und es muß deshalb jedesmal, wenn ein Buchstabe sich abdrückt, automatisch ein Ambos an die untere Seite des Papiers geführt werden, der der Type Widerhalt gibt. Dieses System ist bis auf die runde Papierführung bei allen modernen Schreibmaschinen verlassen und nur die Hammond und die Munson hat noch den Ambos, der gegen die Rückseite des Papiers schlägt, wenn sich eine Type abdrückt. Bei einer späteren Schreibfugel, die einem Wilhelm Dreßler in Berlin patentiert ist, liegt dagegen das Papier wieder auf ebener Platte. Seitdem man von dem unzweifelhaft mit am Werke gewesenem Anlaß, Schrift für Blinde, also erhabene Schrift, herzustellen, abging, und sich der lohnenderen Aufgabe zuwandte, auf mechanischem Wege Schrift für Sehende zu erzeugen, mußten die gedruckten Typen auch farbig sein. Foucault erreichte die Färbung der abgedruckten Buchstaben noch dadurch, daß er ein abfärbendes Papier, Lachmuspapier, auf die zu bedruckende Papierfläche legte; Hansen hatte 1878 an seiner Schreibfugel schon ein Farbband, wie es alle größeren Schreibmaschinen heute noch haben. Das Farbband ist gewebt und sehr intensiv mit einem weich- und feuchtbleibenden Farbstoff getränkt; es wird zwischen Papier und Type angeordnet. Schlägt nun die Type mit schnellem Schlag dagegen, so entsteht auf dem Papier ein farbiger Abdruck der Type.

Mit der Dreßlerschen Maschine hatte die Schreibfugel abgewirtschaftet, denn von Amerika kamen jetzt neue Konstruktionen herüber. Zwar war man dort auch nicht von Anfang an auf das richtige System verfallen. 1812 wurde dem Amerikaner C. Turbers aus Boston eine -- wie man sagt, die erste amerikanische -- Schreibmaschine geschickt, von deren Art auch heute noch einige existieren. Die Buchstabenstangen sind hier am Rande eines horizontalen Tades angebracht, und die Maschine selbst wurde durch Pedale in Bewegung gesetzt. Man nannte die Maschine *Chirograph*; ihre Schreibgeschwindigkeit war so gering, daß um eine Zeile zu schreiben, fünf Minuten nötig waren. Sie war auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 vom amerikanischen Patentamt ausgestellt.

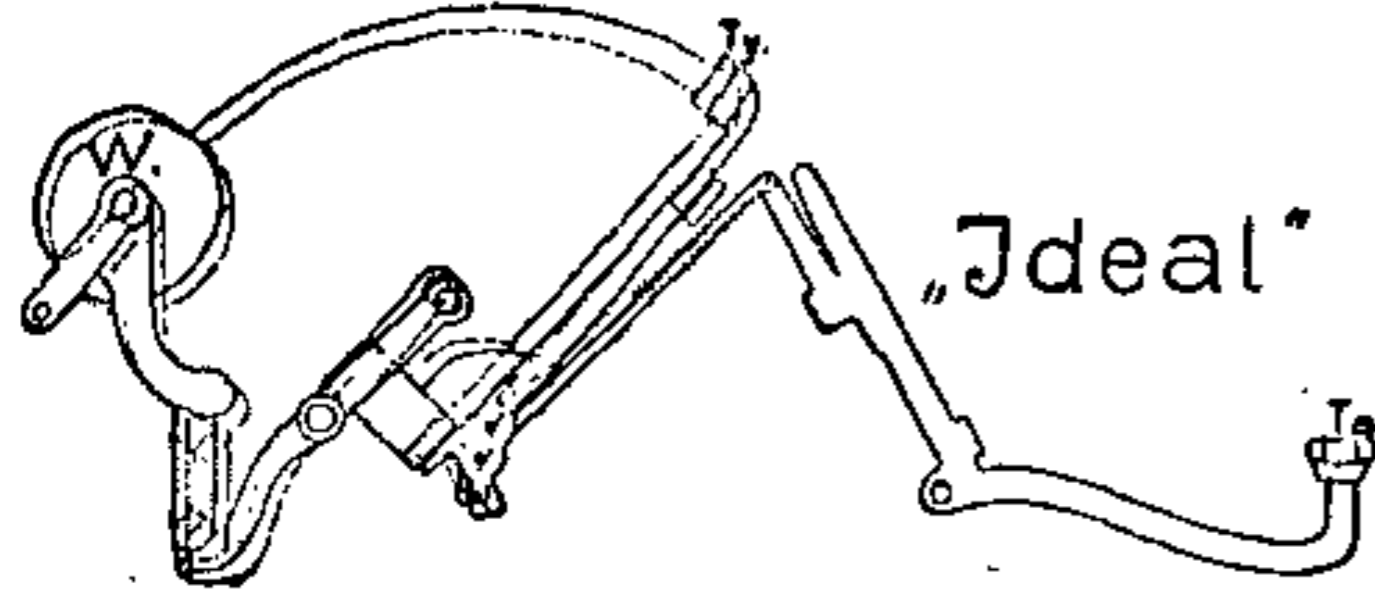
Viel mehr Erfolg hatte die Erfindung eines deutschen Arbeiters, namens Matthias Schwalbach aus Marsberg im Rheinland. 1863 kam er nach Milwaukee, wo er später in einer Fabrik für Diniermaschinen Arbeit fand. Hier konstruierte nun Schwalbach 1867 eine Schreibmaschine nach einem ganz neuen System. Die Typenhebel waren im Kreise angeordnet und wurden durch Hebelüberführung von Tasten aus in Bewegung gesetzt. Da diese Maschine genügend Platz bot, konnten die großen und kleinen Buchstaben untergebracht werden, doch scheint es, als wenn auch hier zunächst nur große Buchstaben verwendet worden seien. Es wurde zur Ausbeutung der Schwalbachschen Erfindung eine Aktiengesellschaft gegründet und auf einer New-Yorker Ausstellung erhielt die Schwalbachsche Maschine den ersten Preis. An der Gesellschaft war Schwalbach auch beteiligt; in New York aber fiel er dem gerissenen Amerikaner Denmore in die Hände, der sofort eine neue Gesellschaft gründete und sich einen Anteil an der Erfindung sicherte. Seinen Anteil verkaufte Denmore bald an eine andere Gesellschaft zu einem guten Preis und da er sah, daß sich auf diese Weise Geld machen ließ, so schwindelte er seinen Teilhabern und auch Schwalbach die Anteile ab; der Erfinder der Maschine erhielt für alle seine Rechte lumpige 350 Dollar und Denmore war somit fast Alleinbesitzer eines Patents geworden, das gerade in Amerika reiche Ausbeute versprach. Die Maschine wurde „Denmore“

genannt. Sie kommt noch heute, auch in Deutschland, auf den Markt. Später verkaufte Denmore seine Rechte an eine andere Gesellschaft, die Remington Gesellschaft, die einige Abweichungen im System anbrachte; die Remington-Maschine ist heute eine der „erstklassigen“ und teuersten Schreibmaschinen. Die Schwalbachsche Maschine ist also die Vorgängerin der Remington-Schreibmaschine. Selbstverständlich war es in einem Lande mit unentwickeltem Patentwesen nicht zu umgehen, daß sich allenthalben Abänderungen der Schwalbachschen Maschine als eigene Systeme ausgaben. Aus der Schwalbachschen Maschine sind weiter entstanden: Jay-Sholes, Post, Smith Premier, Fox usw. Alle diese Maschinen gehören zu den sogenannten Unsichtbaren, d. h. man sieht bei ihnen die Schrift nicht, denn die Typen schlagen von unten an die Schreibwalze.

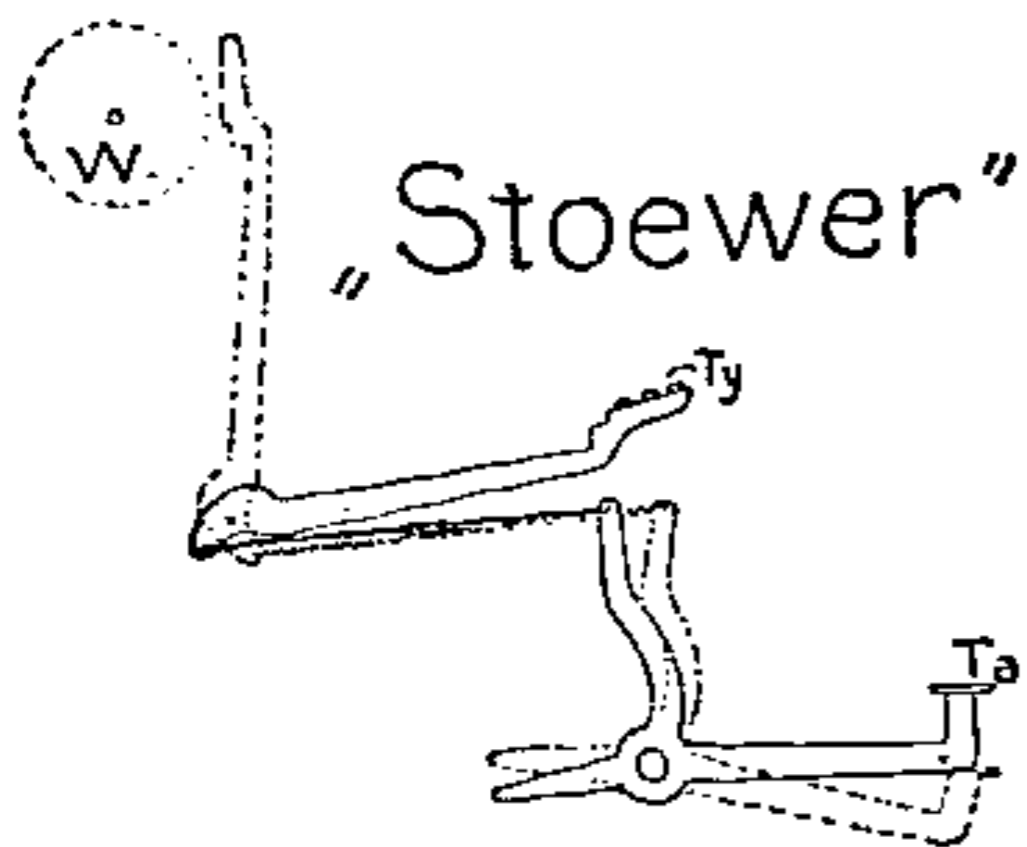
Was die alte Schreibfugel als Vorzug aufwies, nämlich daß man das Geschriebene, wenn auch nicht sofort, so doch nach ein paar Worten sehen und kontrollieren konnte, das gab es bei der Schwalbachschen Maschine und gibt es auch bei ihren Nachkommen nicht; was gerade geschrieben ist, kann man nicht sehen; es wird erst sichtbar, wenn einige neue Zeilen geschrieben sind. Dieser Umstand ist bei allen den Maschinen, deren Typen noch in der konstruktiven Idee an das alte Typenrad erinnern, unumgänglich. Man hat deshalb schon frühzeitig versucht, von dieser Anordnung der Typen abzugeben, und eine der ersten Maschinen dieser Art ist die Grandall. Sie geht von dem Typenrad ab, soweit es auf die Anordnung der Typen ankommt, lehnt sich aber an das Typenrad in bezug auf die Bewegung der Typen. Sowohl die Schreibfugel als die Schwalbachsche Schreibmaschine bewegten die Typen mittels Stangen oder Stangenhebeln. Bei der Grandall und ihren Schwestern waren die Typen in voller Anzahl auf einer kleinen Walze angebracht, die sich auf einer drehbaren Welle bewegte. Diese Welle wurde nun durch ein Zahngetriebe von den Tastenhebeln aus gedreht und die Walze hin oder her bewegt, so daß auf der zu beschreibenden Stelle schließlich der richtige Buchstabe von der Walze abgedruckt werden konnte. Selbstverständlich mußte das Papier rund geführt werden, damit sich auf dem Papier immer nur ein Buchstabe von der ebenfalls runden Walze und zwar gerade an der Berührungsstelle der beiden Kreislinsen abdrucken konnte. Bei jedem zu druckenden Buchstaben mußte sich also die Typenwalze in ihrer Ase und in ihrer Längsrichtung soweit vor- oder rückwärts bewegen, daß der richtige Buchstabe in die Abdruckstellung gelangte. Die in Chicago und in Deutschland viel verbreitete Maschine, die Mifflensdorfer und noch einige andere, alle amerikanischen Ursprungs, haben Konstruktionen dieser Art, wenn auch der Bewegungsmechanismus der Walze und die Anordnung der Typen sehr verschieden ist. Verwandt mit dieser Konstruktion ist dann noch die Hammond, bei der die Typen allerdings nicht auf einer Walze, sondern auf einem horizontal sich bewegenden, auf- und abwärts sich befindenden Halbkreis, dem Typenschiffchen, angebracht sind.

Diese Maschinen hatten außer anderen Nachteilen auch den einer beschränkten Schreibgeschwindigkeit. Es ist klar, daß die Buchstaben nicht so schnell nacheinander abgedruckt werden können, wenn der Mechanismus den Buchstaben erst heransuchen muß, ehe er ihn abdrückt. So taucht denn schon früh der Versuch auf, die alte Typenanordnung der Schwalbachschen Maschine derart zu verändern, daß sie sichtbare Schrift gibt. Man zerlegte deshalb, wie bei der Williams, den Kreis der Typenhebel in zwei Halbkreise und brachte diese vor und hinter der Schreibwalze an. Allein diese Konstruktion ist ziemlich vereinzelt geblieben und man ließ gar bald den hinteren Halbkreis ganz weg.

Nun hatte Foucault bei seiner Schreibfugel erst nur fünf bis sechs Tasten, später, als er große Buchstaben mit ganzen Typen druckte, mindestens 25 Tasten, der Buchstabenzahl entsprechend in der Halbfugel unterzubringen gehabt. Schwalbach aber hatte einen Kreis zur Verfügung, in dem er nicht nur die großen, sondern auch die kleinen Buchstaben und vielleicht auch noch Zahlen, Interpunktionen und sonstige Zeichen anordnen konnte, ohne daß er an Raum-mangel gelitten hätte. Der Raum-mangel mußte



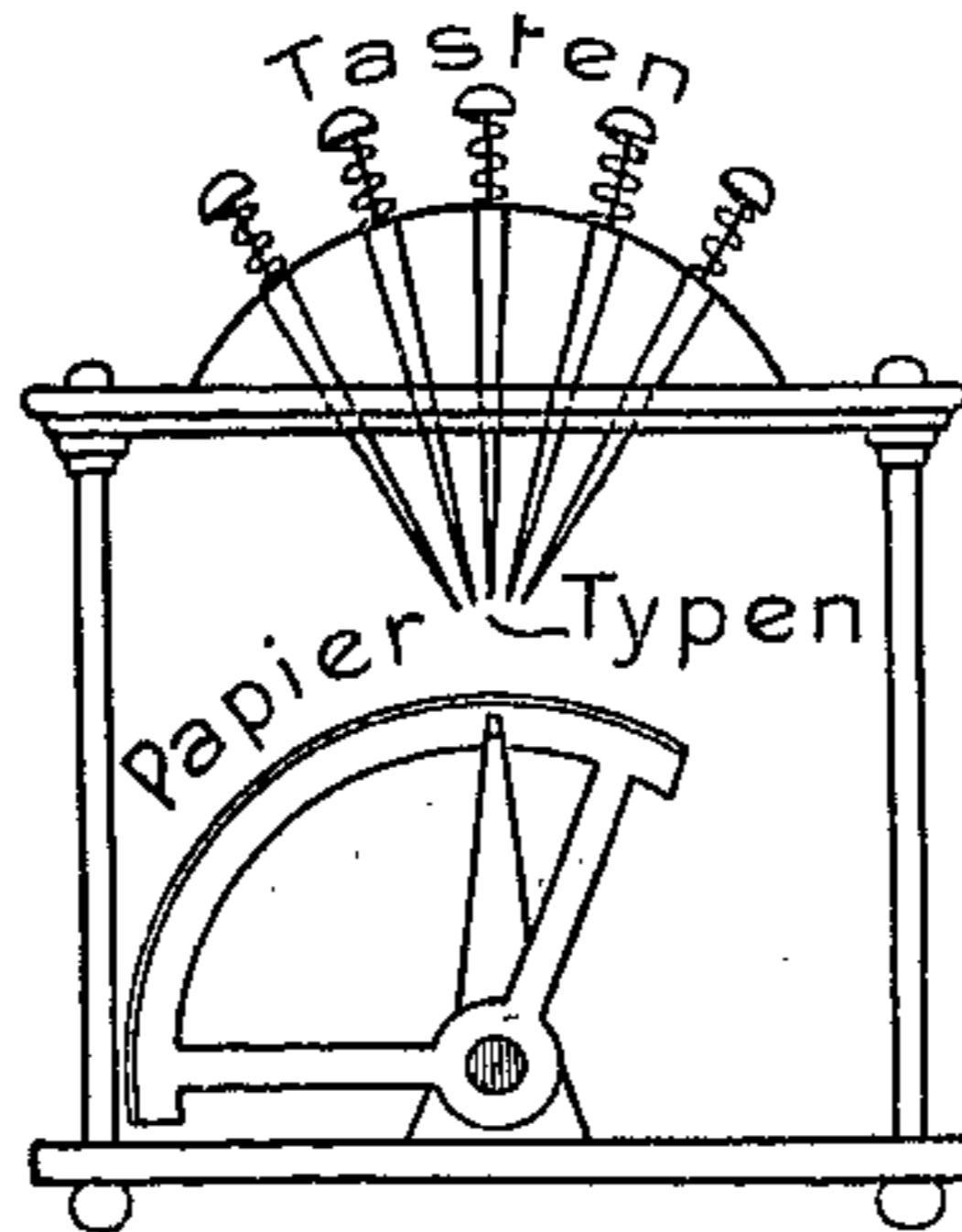
sich aber wieder einstellen, wenn man den Typen nur einen halben Kreis als Platz anwies. Man griff deshalb zu dem genialen Mittel, die Buchstaben in zwei oder mehr Reihen übereinander anzubringen. Natürlich machte sich dadurch wiederum eine Abänderung der Maschine nötig, denn wenn die Buchstaben nicht alle gleich weit von der Walze, richtiger vom Drehpunkt des bewegenden Hebels entfernt waren, so konnten sie auch nicht auf der Walze immer auf einem und demselben Punkte sich abdrucken, sie konnten also keine Zeile bilden. Da sich an der Hebelkonstruktion keine neue Beweglichkeit einrichten ließ, als wie die Bewegung der Hebel zum Abdruck der Typen bedingte, so wurde die Walze mit einer anderen Bewegungsfreiheit ausgestattet. Sie stellte sich fortan mittels einer besonderen Umschaltevorrichtung in die Stellung, die für die verschiedenen, übereinander angeordneten Reihen von Typen nötig war. Die meisten Maschinen sind heute noch in dieser Art gebaut; eine der ersten war die Pittsburg Visible, dann die von F. K. Wagner aus Vopparad a. Rh. konstruierte und in Amerika erzeugte Underwood, die Sun und fast alle jetzt in Deutschland hergestellten Maschinen, außer der von Frister u. Hofmann, der Adler, der Kanzler und der Knoch und die Ideal (Dresden), die Stoewer (Stettin), die Continental (Schönan bei Chemnitz). Die Bar Lod ist eine amerikanische Maschine, bei der durch eine besondere Konstruktion in den Gelenken der Hebel sehr viel Platz gespart wird, so daß in dem einen Halbkreis 78 Typenhebel untergebracht werden können, also die Verrückbarkeit der Schreibwalze



und die Umschaltung wegfallen kann; diese Maschine hat darum auch wieder 78 Tasten, wie auch die Maschine von Schwalbach und ihrer Nachfolger. Die Maschinen mit Umschaltung haben nur etwa 40-42 Tasten außer den Umschaltern und es werden also mit einer Taste sowohl kleine, wie auch große Buchstaben gemacht, wobei für die großen Buchstaben mit der einen Hand der Umschalter niedergedrückt wird.

Die obengenannte Frister u. Hofmannsche Schreibmaschine kommt, wie es scheint, wenig auf den Markt; sie ist eine deutliche Umkonstruktion der Maschinen, die nach Schwalbach kommen. Ganz anders aber sind die deutschen Maschinen Adler (Frankfurt), Kanzler (Berlin)

und Knoch. Hier sind die Typen nicht in einem Halbkreis gelegt. Man ging von der alten Schreibplatte aus, auf der die Typen, die kegelförmig darinnen sitzen, federnd herausgedrückt werden und sich dann auf dem Papier abdrucken. Eine solche Maschine kommt noch zu billigem Preise als Lambertmaschine auf den Markt. Bei den oben genannten deutschen Maschinen ist diese Schreibplatte zerlegt und zwar etwa in 16 einzelnen von den Tastenhebeln aus bewegliche senkrechte Stahlstreifen, auf denen sich je drei Buchstaben übereinander befinden, die durch die Klaviermechanik der Hebel auf einem glatten Schlitten vorschleppen, damit sie die Walze treffen. Diese stellt sich durch den Umschalter in die Höhenlage, daß der richtige Buchstabe auf den richtigen Punkt des über die Walze gespannten Schreibpapiers trifft und sich dort abdrückt. Eine von allen anderen Systemen abweichende Konstruktion, die wieder die Typenzahl in zwei Hälften zerlegt und wo die Typen von rechts und links die Papierwalze schlagen, ist die Oliver und die dieser nachfolgende Courier. Hier sind die Typen nicht an Hebeln oder auf Walzen angebracht, sondern an den höchsten Punkten von Nägeln, die mit ihren Nuten unten in Lagern ruhen; sie stehen in steigender Größe rechts und links aufrecht und werden



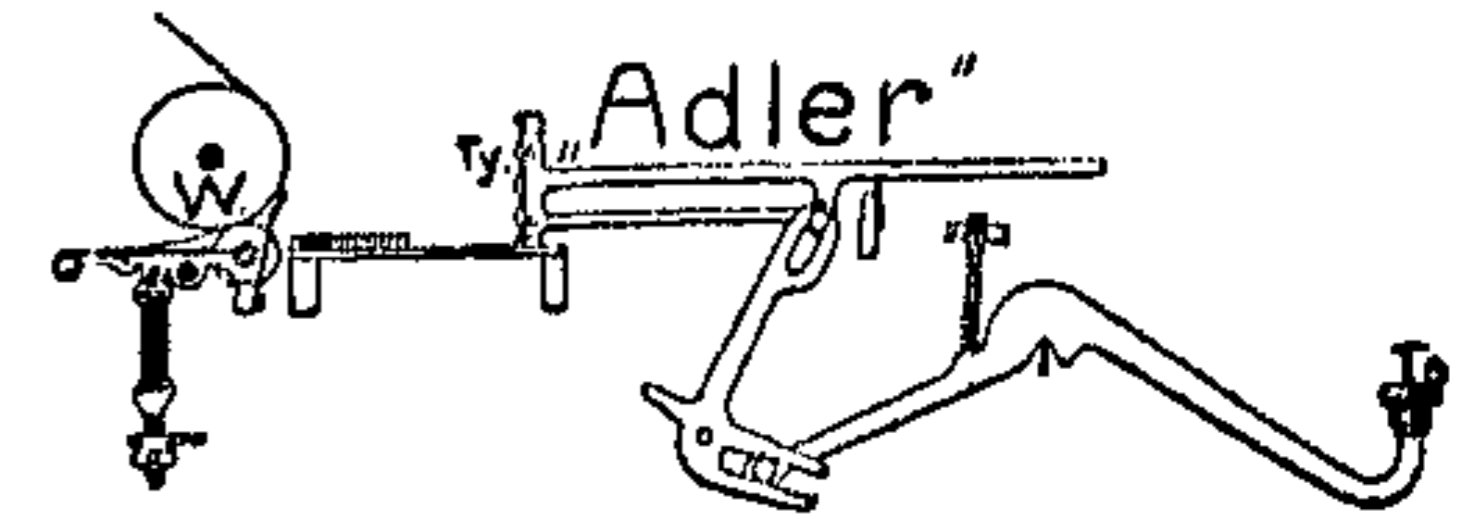
Alte Schreibfugel.

durch Hebelgestänge niedergezogen, wobei dann der Abdruck auf der Walze erfolgt. Die Maschine hat ebenfalls Umschaltung der Papierwalze; diese bewegt sich aber nicht wie bei den anderen Umschaltesystemen senkrecht oder schräg auf und ab, sondern waggerrecht hin und her.

Eine Auffrischung alter Systeme sind noch einige andere kleine Maschinen, wie z. B. die Niagara, bei der auf einem Typentrad mit der Hand erst die Typenwalze eingestellt werden muß; mit der Hand wird dann der Einstellgriff abwärts gestoßen und es geschieht dann der Abdruck. Eine neuere deutsche Maschine zu billigem Preise (100 Mark), die Mignon, hat überhaupt nur zwei Tasten, die Abdruck und Zwischenraum bewirken; sie hat Typenwalze und die Einstellung dieser Walze erfolgt mit einem Taster auf einem viereckigen Buchstabenfelde. Der Taster, eine mit einem Hebel verbundene Nadel muß auf den verlängerten Buchstaben auf diesem Felde zeigen, ehe der Buchstabe abgedruckt werden kann. Bei der Edelmann, einem billigen deutschen Fabrikat wird die Typenwalze eingestellt durch einen Hebel, der in mit den einzelnen Buchstaben bezeichneten Einschnitte geschoben wird. Der Abdruck und der Zwischenraum wird hier durch drei verschiedene Tasten bewirkt. Dann gibt es noch zwei oder drei Systeme von Maschinen, bei denen das Papier nicht über die Schreibwalze gespannt wird, sondern wo es eben liegt. Mit diesen Maschinen kann man also auch in Büchern usw. schreiben, was mit anderen Systemen nicht möglich ist. Die Maschine ruht auf einem Wagen, unter

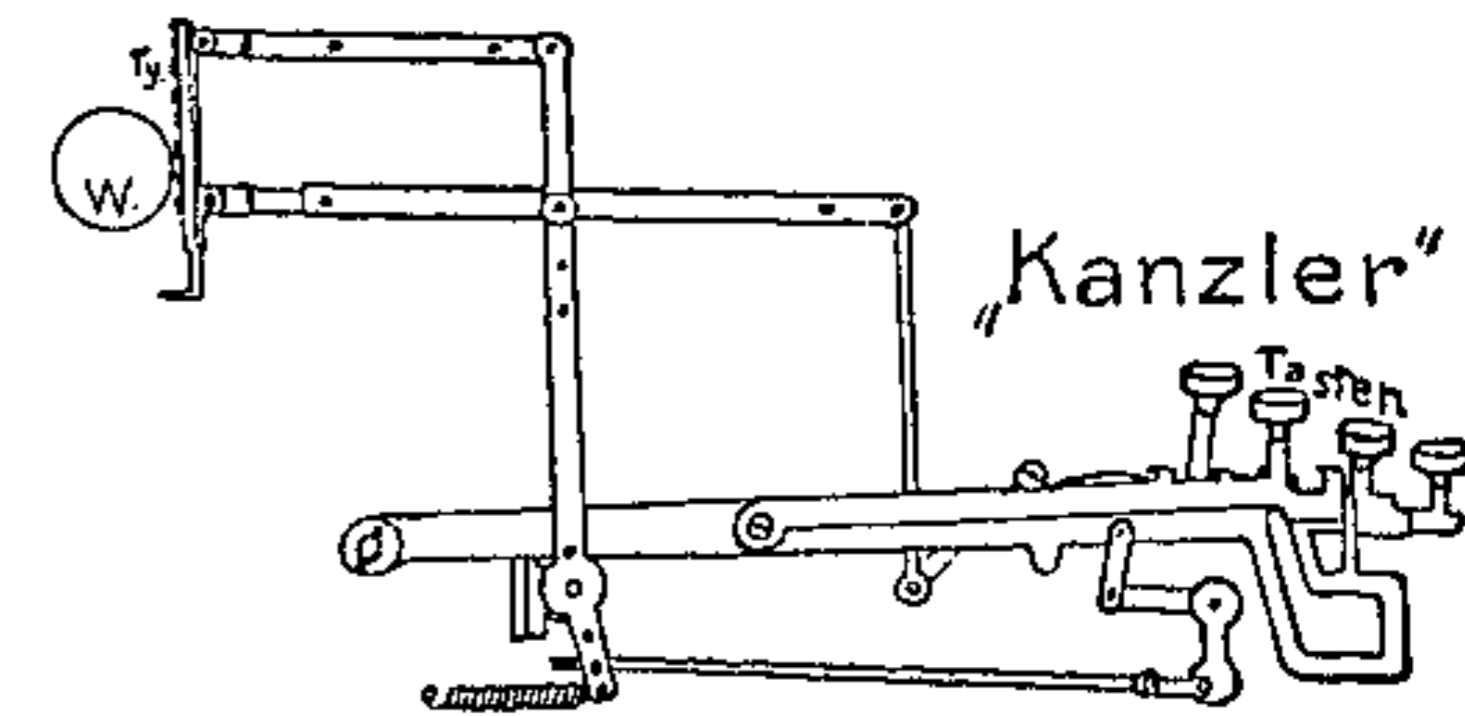
den das Buch oder das zu beschreibende Papier geschoben wird; die Maschine bewegt sich sodann mit der fortschreitenden Zeile über dem Papier. Solche Systeme sind die Miot, Fisher usw.

Sehr interessant ist es, zu verfolgen, wie das Problem der Färbung der Buchstaben verschieden gelöst worden ist. Foucault legte bei seiner ersten Maschine, die auf ebenes Papier schrieb, Pauspapier zwischen Type und Papier, und so war es noch bei der Schreibfugel 1873 auf der Wiener Weltausstellung. Als die krumme Papierführung angewandt wurde, war



es nicht mehr möglich, Pauspapier zu gebrauchen und an der Schreibfugel von 1878 ist schon das Farbband angebracht, das auch heute noch über sich ab- und aufwickelnde Rollen geführt wird. Das Farbband ist an den sogenannten Buchschreibmaschinen angewendet, aber trotzdem gibt es noch Maschinen, die an der alten Schwalbachschen Idee festhalten, bei denen die Typen im Ruhezustande an einem runden Farbkissen (Post) oder an einem Filzring (Memington) anliegen und sich da färben. Andere Maschinen, wie die Blickensderfer, die Sun, die Niagara usw., färben ihre Typen mit einem farbdurchtränkten Filzröllchen, das schnell über die Type huscht, ehe sie das Papier berührt.

Es sind bis heute etwa 80 verschiedene Systeme von Schreibmaschinen bekannt, die sich in die verschiedenen Kategorien einreihen lassen, die ich hier zu erläutern versuchte und wobei ich natürlich nicht eingehende technische Spezifikationen anstellen konnte. Die Schreibmaschine steht wohl noch nicht am Ende ihrer Entwicklung und es jagen sich fast die Patente auf neue Konstruktion und Verbesserungen an bereits vorhandenen. Es ist immerhin interessant, zurückzuschauen, auf welche Weise man versucht hat, eine gewisse Arbeit mechanisch zu vollbringen und wie sich dabei herausstellt, wie verschieden eine solche Aufgabe gelöst werden kann. Einleuchtende Veränderungen aber wird die Zukunft an der Schreibmaschine kaum noch bringen, wie auch die Entwicklung der Nähmaschinenmechanik und der Fahrradkonstruktion stillzustehen scheint. Dafür befinden sich andere Arten in der Entwicklung, die Rechenmaschinen, die



zum Teil auch mit Schreibmaschinen verbunden sind, die Stenographiemaschinen, die Adressenschreibmaschinen und schließlich gar eine mit der Schreibmaschine verbundene Diktiermaschine, bei der ein Phonograph benötigt werden soll. Anderswo plagt man sich mit einer Schreibmaschine für chinesische Schrift, was, da die chinesische Schrift zwischen 4000 und 5000 verschiedene Schriftzeichen der gangbaren Art, im ganzen aber etwa 18 000 enthält, eine ganz besonders schwierige Aufgabe sein muß. In San Francisco soll schon eine tätig gewesen sein, aber sie brauchte zur Bedienung — vier Männer und einen Knaben; der Diktierende mußte durch das Sprachrohr diktieren, weil das Geklapper der Maschine seine Stimme übertönte. Gleichwohl soll sie rascher

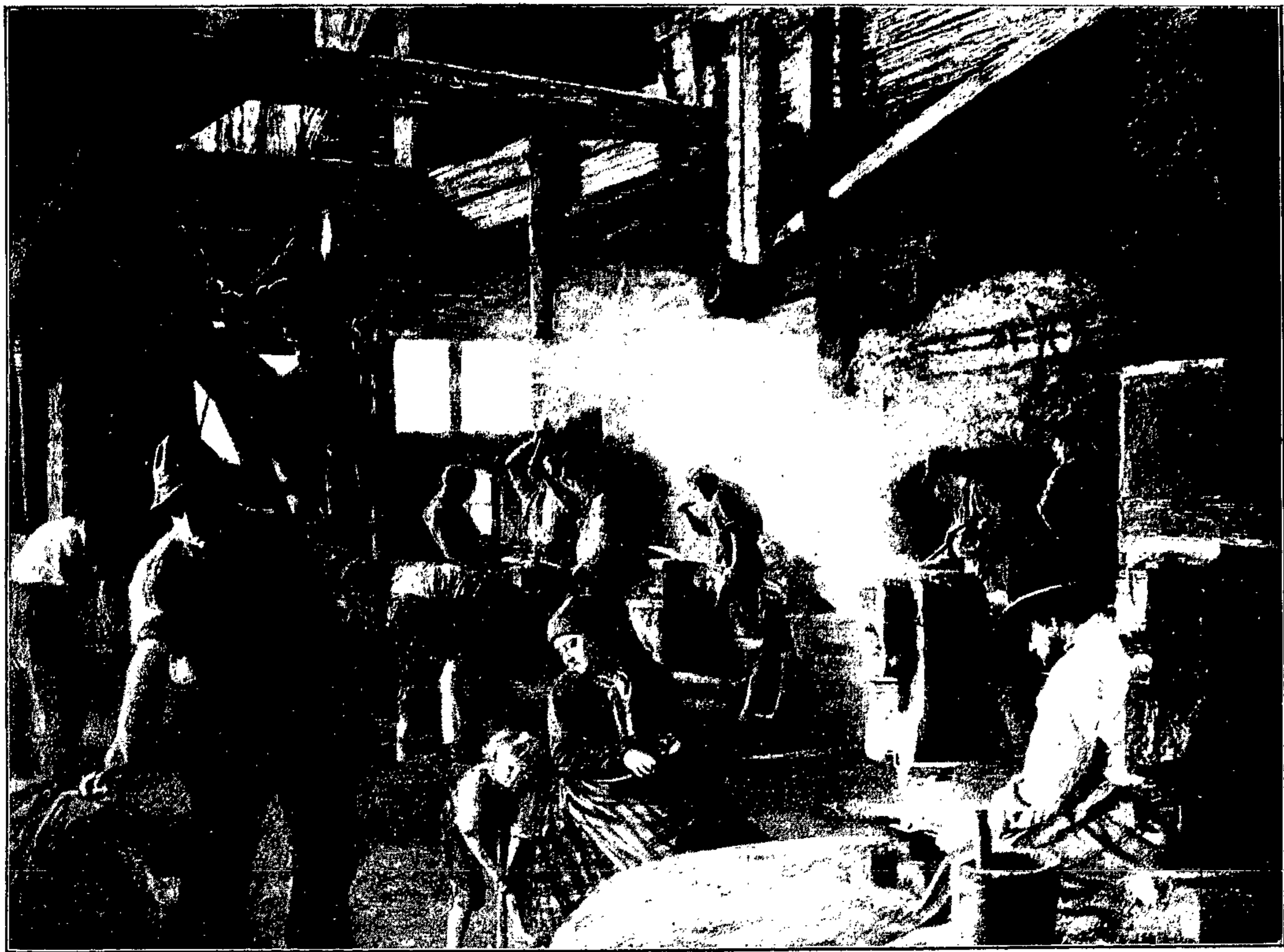
gearbeitet haben, als die chinesische Pinselschrift mit der Hand herzustellen ist. In Tung-Chow hat vor einer Zeit ein presbyterianischer Missionar Sheffield gleichfalls eine Schreibmaschine für chinesische Schrift gebaut, die auf dem Typenradsystem beruht. Diese Typenräder haben einen Fuß im Durchmesser und zur Maschine gehören etwa 40 solcher Typenräder. Ueber die Papierführung ist nichts bekannt. Der Schreiber hat zwei Tasten anzuschlagen, um einen Abdruck zu bewirken.

Eine solche umfangreiche Maschine mag bei der Eigenart der chinesischen Schrift wohl schneller arbeiten, als die Handschreiberei, aber gleichwohl würde sie unseren Anforderungen an Schnelligkeit nicht entsprechen. Man nimmt

Jahre in Graz errungen: 123½ Worte in der Minute als Durchschnitt bei zehn Minuten Schreibzeit nach Diktat. Man muß dabei bedenken, daß die deutsche Sprache längere Wörter hat, als die englische. Und selbstverständlich haben auch die einzelnen Maschinen verschiedene Schreibschnelligkeiten. Am schnellsten schreiben die Typenhebelmaschinen, langsamer die Typenwalzen- und die Typenschiffchenmaschinen.

Wie schon gesagt, hat Amerika den Hauptanteil an der Schreibmaschinenfabrikation, und sie kann jetzt noch nicht von der immerhin schon gut entwickelten deutschen Schreibmaschinenindustrie aus dem Felde geschlagen werden. Die vorzügliche Praxis der Kleineisenbearbeitung, die den Amerikanern eigen ist, sichert

Selbstkosten. Es wurden dann 200 Maschinen gebaut, deren Selbstkostenpreis immer noch 200 Mark pro Stück betrug. Hierbei wurde schon teilweise mit Spezialmaschinen gearbeitet. Darauf probierte man diese 100 Maschinen praktisch aus und es mußte ihre Konstruktion etwas verändert werden, wobei sich die Zahl ihrer Teile um 10 Proz. vermehrte. Alsdann konnten 500 Maschinen zum Preise von je 160 Mk., bis zu 1000 Maschinen zum Preise von je 140 Mk., bis zu 2000 Maschinen zum Preise von je 125 Mark hergestellt werden; immer der Selbstkostenpreis berechnet. Diese Verbilligung der Herstellungskosten setzte aber voraus, daß neben 80 vollausgerüsteten Werkzeugmaschinen allgemeiner Art noch 10 Spezialmaschinen, besonders



E. Nelson: Senfenschmiede in Oberbayern.

bei uns, d. h. in der deutschen Sprache an, daß die Schreibmaschine dreimal so schnell schreibt, als ein Schreiber nach dem alten System. Ein geübter Maschinenschreiber kann sicher so schnell schreiben, wie jemand langsam spricht, d. h. wenn er mit gesunden Nerven vor der Maschine sitzt und nicht schon dem eigentümlichen Zustande verfallen ist, der sonst auch die Maschinensetzer befällt: nämlich die Buchstaben in den Worten unwillkürlich zu verwechseln. Es gibt also auch eine ausgesprochene Schreibmaschinenkrankheit.

Die Schreibmaschine wäre nicht modern, wenn nicht schon auf den verschiedenen Systemen Wettstreiten abgehalten worden wären. Englische Rekorde sind 100, 110, 117, bei bekanntem Text sogar 150 Worte in der Minute, wobei gewöhnlich der Durchschnitt bei einer Schreibzeit von 10 Minuten berechnet ist. In der deutschen Sprache wurde der höchste Rekord im vorigen

ihnen auch fernerhin ihre Position und die amerikanischen Fabriken verzeichnen ganz ungeheure Produktionsziffern. Die Schreibmaschine kann nur im Großbetrieb mit der Präzision hergestellt werden, die sie haben muß, wenn sie tauglich sein soll. Und ihre Konstruktion, ihre Ausprobierung und die Einführung eines neuen Modells ist auch nur auf großkapitalistischen Wege möglich. In einem nationalökonomischen Werke*) ist erläutert, auf welchen wirtschaftlichen Voraussetzungen die Produktion einer neuen Schreibmaschine beruht. Es handelt sich um eine deutsche Spezialfabrik für Schreibmaschinen. Die erste Maschine, die zum größten Teile mit der Hand hergestellt wurde, verlangte 4500 Mk.

*) Der Einfluß der Kapitals- und Produktionsvermehrung auf die Produktionskosten in der deutschen Maschinenindustrie von Dr. Kurt Rathenau. (Jena 1906. Gustav Fischer.)

für die Herstellung dieser Schreibmaschine gebaut, arbeiten konnten.

Daß die Produktionskosten noch niedriger werden können, das ist nicht zu bezweifeln, und auch der Zwischenhändlergewinn könnte eine Schmälerung vertragen. Wie gut das möglich ist, zeigt ein Blick auf die Schreibmaschinenpreise in Amerika. Dort besteht ein Ring zwischen einigen der bedeutenderen Schreibmaschinenfabriken, der die Preise für Schreibmaschinen nicht unter 100 Dollar zurückgehen läßt. Das ist den amerikanischen Geldwertverhältnissen entsprechend eine sehr niedrige Grenze. In Deutschland muß man für brauchbare Systeme 275 bis 350 Mk. bezahlen. Die amerikanischen Systeme aber kosten bei uns 400 bis 500 Mk., und es steht fest, daß auch hier der deutsche Zwischenhandel mindestens 100 Proz. verdient.

Ein jüdisches Parlament vor hundert Jahren.

Von J. Stern.

Die Lage der Juden im Mittelalter hatte viel Ähnlichkeit mit der des Proletariats im kapitalistischen Zeitalter. Geringgeschätzt, verachtet, mißhandelt, genossen sie nicht einmal die spärlichen Rechte des dritten Standes. Selbst die ihnen von Schutzherrn gnädigt, das heißt gegen klingenden Gold, zugestandenen Rechte wurden oft genug in der Praxis von privater und bureaukratischer Willkür verlest, die Justiz aber verhielt sich dazu häufig wie die Klassenjustiz der Gegenwart in Prozessen gegen Sozialdemokraten und Arbeiter. Und so wie die Unterdrückung des modernen Proletariats sich mit der Gegnerschaft gegen dessen sozialistisches Ideal maskiert und verkleidet und allerlei böswillig-bornierte Verleumdungen darüber in Umlauf setzt, so gab für den Judenhaß die Religion den Vorwand ab, und dem jüdischen Bekenntnis wurden allerlei Schlichkeiten und Schändlichkeiten verläumderisch nachgesagt. Dazu kam die Unsicherheit in der Existenz, und nicht bloß der ökonomischen wie bei dem modernen Proletariat; denn von Zeit zu Zeit wurden bestialische Verfolgungen großen Stils gegen die Juden inszeniert, gleich den Pogroms in Rußland; sie wurden massenhaft ihres Heiliges beraubt, totgeschlagen, verbrannt oder aus dem Land gejagt.

Da ihnen die Erwerbung von Grundbesitz und die Ausübung gewerblicher Berufe unterjagt war, konnten sie hauptsächlich nur durch Schacher und Geldgeschäfte ihre Existenz fristen. Hier hört nun die Parallele mit dem heutigen Proletariat auf. Während dieses kaum mehr als das Notwendigste zu seinem Unterhalt verdient, erwerben die Juden vielfach Wohlstand und Reichthümer, was aber wiederum zu Unterdrückung und Verfolgung aller Art provozierte, ihnen andererseits aber wiederum zum Schutz geldbedürftiger Landesherrn verhalf. Und im Gegensatz zum modernen Proletariat, dessen Arbeit die Basis der Gesellschaft und den Grundfaktor des Kulturfortschritts bildet, war die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden wesentlich parasitärer Natur, wiewohl sich daraus allmählich der Waren- und Geldverkehr im großen entwickelte.

Ein wesentlicher Unterschied tritt endlich darin hervor, daß bei den Juden nicht einmal der Gedanke einer Emanzipationsbewegung durch eigene Kraft aufstaudte und freilich bei den herrschenden Zuständen kaum aufstauden konnte. Sie erwarteten ihre Erlösung von einem überirdischen sogenannten Messias, den ihnen ihr Gott senden würde, wenn die Zeit erfüllt, da sie die Sünden ihrer Vorfahren abgebuht, um sie nach Palästina zurückzuführen und das jüdische Reich zu restaurieren und dessen Welt Herrschaft zu begründen: eine fata morgana, die ihnen immerhin ihre lange und qualvolle mittelalterliche Wüstenwanderung erträglich machte und sie aufrecht hielt.

Der Messias kam, aber in ganz anderer Gestalt als sie geträumt hatten. Die französische Revolution war der Ausgangspunkt der Judenemanzipation. Schon mit dem Reformationszeitalter begann ihr Los sich da und dort zu mildern, was weit weniger das Verdienst der neuen Lehre mit ihren meist beschränkt-fanatichen Apopten war, als vielmehr eine Wirkung der herausdämmernden neuen materiellen und geistigen Kulturperiode, deren Begleitererscheinung jene gewesen ist. Doch erst die große Revolution in Frankreich, mit welcher der dritte Stand seine eigene Emanzipation er-

kämpfte und unter dem Schlachtruf „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ die Menschenrechte proklamierte und der feudalen Privilegiengesellschaft den Kopf abschlug — um dem Kapitalismus freie Bahn zu schaffen! — machte auch der Ausnahmestellung der Juden ein Ende, wenn auch freilich zuerst unter Widerständen, zagend und bloß prinzipiell.

Schon in der Nationalversammlung von 1789 wurde über die Frage der Kultusfreiheit für die Juden hitzig debattiert. Gegen den Alerius erhob Mirabeau seine Löwenstimme für unbeschränkte Religionsfreiheit, und noch wirksamer verhalf ihr Nabab St. Etienne zum Sieg. Nachdem er sie im allgemeinen und zunächst für die Protestanten gefordert, fuhr er fort: „Ich verlange die Freiheit für das stets geächtete, heimathlose, auf dem ganzen Erdbreis herumirrende, der Erniedrigung geweihte Volk der Juden. Verbannt für immer die Aristokratie der Gedanken, die Feudalität der Meinungen, welche über andere herrschen und anderen einen Zwang auferlegen wollen!“ Unter starkem Widerspruch ging die Fassung durch, die seitdem auch in anderen europäischen Konstitutionen sich einbürgerte: „Niemand soll wegen seiner religiösen Meinungen behelligt werden, sofern ihre Äußerungen nicht die öffentliche, vom Gesetz eingefetzte Ordnung stören.“ (Gräß nach dem „Moniteur“ von 1789).

Von da bis zur völligen Gleichstellung im bürgerlichen Leben war freilich noch ein weiter Weg. Erst am 27. September 1791, wenige Tage vor Auflösung der konstituierenden, auf welche die Legislative folgte, formulierte die Nationalversammlung das Gesetz, welches alle Ausnahmemaßregeln gegen die Juden aufhob.

Mit dem Wehen des Revolutionssturms durch Europa und den Siegeszügen der französischen Truppen gewann der Geist der Judenbekehrung auch in anderen Ländern an Boden. In Frankreich selbst blieb die Errungenschaft von dem Wechsel der Regierungen unberührt und auch Bonaparte tastete sie im wesentlichen nicht an, obschon er nahe daran war, sie wieder rückgängig zu machen, als aus dem Elsaß über jüdischen Wucher und Gärten von den tief verschuldeten Bauern schwere Klagen kamen, die durch den Konkurrenzhaß der Gewerbetreibenden und von der infolge des Konkordats wieder auflebenden Merkantilreaktion unterstützt wurden.

Schwankend, ließ Napoleon die Judenfrage im Staatsrat unter seinem Vorsitz verhandeln; doch besorgt um seinen Ruhm bei Mit- und Nachwelt, und wohl auch die feindselige Stimmung der finanzkräftigen Juden und ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung fürchtend, verfiel er auf den Ausweg, eine Anzahl Juden aus den verschiedenen Landesteilen zusammentreten zu lassen, die sich offiziell darüber erklären sollten, ob das Judentum tatsächlich Haß, Bedrückung, Wucher und Betrug gegen die Christen erlaube oder gar vorschreibe, wie dessen Ankläger behaupteten. Ein Gesetz vom 30. Mai 1806 ordnete die Einberufung jüdischer „Notablen“ an, die auch ihre Wünsche aussprechen und Mittel angeben sollten, wie unter den Juden nützliche Gewerbe und Künste heimlich werden könnten, statt der schädlichen Erwerbsarten, denen sich viele von ihnen von Vater auf Sohn seit Jahrhunderten hingegeben. Die Präfecten erhielten den Auftrag, unter Rabbinern und Laien hervorragende Persönlichkeiten auszuwählen, die sich in der „guten Stadt“ Paris einfinden sollten. Nicht bloß die Gemeinden in den altfranzösischen Provinzen, sondern auch die neuen, im Gebiet des linken Rheinufer, sollten durch Deputierte vertreten und auch die italienischen Juden auf ihr Gesuch zugelassen werden.

Am 25. Juli wurde die Versammlung von etwa hundert Mitgliedern französischer, deutscher und italienischer Zunge in einem hierfür ein-

gerichteten Saal des Hotel de Ville (Stadthaus) eröffnet. Zwölf Fragen legten die drei kaiserlichen Kommissäre zu gewissenhafter Beantwortung vor: ob die französischen Juden Frankreich als ihr Vaterland, die Franzosen als ihre Brüder, die Staatsgesetze als verbindlich betrachten, ob das jüdische Gesetz den Wucher gegen Nichtjuden gestattet, dann weiter über Vielweiberei, bürgerliche Ehescheidung und sonstiges. Alle diese Fragen konnten ohne weiteres im Sinne Napoleons erledigt werden. Die wichtigste aber war die Frage: „Darfst du eine Jüdin mit einem Christen oder ein Jude mit einer Christin verheiraten?“ Hier prallten Orthodoxie, Freisinn und Opportunismus heftig gegen einander. Nach leidenschaftlichen erregten Debatten einigte man sich auf die Antwort: Nach dem mosaischen Gesetz sei nur die Ehe mit kananitischen Heiden verboten. Die bisherigen Hindernisse gemischter Ehen mit Christen wären lediglich darin bestanden, daß die rabbinisch vorgeschriebene Trauungszeremonie bei Mischehen nicht wohl Anwendung finden könne. Indessen sei auch eine bloß bürgerlich geschlossene Ehe als legitim anzuerkennen und folglich auch eine Mischehe. Mit dieser Verlegenheitsklärung — die hernach von der Orthodoxie stark angefochten wurde — war die Klippe glücklich umschifft.*

Von den Ergebnissen befriedigt, ließ Napoleon den Juden freie Ausübung ihres Kultus und den Vollgenuß politischer Rechte zusichern, verlangte jedoch als Bürgschaft für die volle Verwirklichung der ausgesprochenen Prinzipien den Zusammentritt des „großen Synhedrin“ (aus dem Griechischen: „zusammen sitzen“), nach dem Muster des also genannten hohen Rats von 71 Mitgliedern im nachgriechischen jüdischen Staat, oberste Instanz in religiösen und rechtlichen Fragen, zugleich höchste Gerichtshof. Dieses eigentliche jüdische Parlament im antiken Stil sollte die Antworten der Notablenversammlung, des Vorparlamentes zu verbindlichen Entscheidungen stempeln. Wie Napoleon die Schulle eingeblosen hat, ist unbekannt.

Der Synhedrin, zu zwei Dritteln aus Rabbinern bestehend, füllte seine Sitzungen mit Reden aus, da die Hauptsache im Vorparlament schon erledigt war. Die hauptsächlichsten Bestimmungen, in französischer und hebräischer Sprache formuliert, waren: Verbot der Bigamie. Jüdische Eheschließungen und Ehescheidungen sind nur gültig, wenn die bürgerliche vorausging. Mischehen sind nicht verboten. Der Jude ist verpflichtet, seine nicht jüdischen Mitbürger wie Brüder und Stammesgenossen zu schätzen, sein Vaterland zu lieben und zu verteidigen und sich dem Waffendienst zu unterwerfen. Die jüdische Religion verbietet keinen ehrlichen Beruf, und es ist empfehlenswert, daß die Juden dem Handel entzagen und sich dem Landbau, den Handwerken und Künsten widmen. Es ist den Juden verboten, mit Christen wie mit Juden Wucher zu treiben.

Am 9. März 1807 hielt der Synhedrin seine Schlußsitzung, worauf am 6. April die Notablenversammlung wieder zusammentrat um den Behörden Bericht zu erstatten. Napoleon selber, in andere Angelegenheiten verwickelt, hatte jetzt nur laues Interesse an der Sache und gab sogar im folgenden Jahre seine Zustimmung zu einzelnen Rechtsverkündungen, die aber nicht lange aufrecht erhalten blieben. Die vollständige Emanzipation war emarche und konnte auf die Dauer auch in Deutschland nicht aufgehoben werden. —

* Eine historisch-kritische Beleuchtung der Mischehen, auch nach der anthropologischen und sozialen Seite (im freien Geiste), enthält die Schrift darüber von Leo Rauchmann (Pseudonym) Zürich 1880.




Lisweth, unsere Magd.

Von Alfred Puschel.

An meine Kindheit denk ich heut:
Ich wohn in einem alten Haus,
Und durch die endlos lange Flucht
Der sonnenvollen Zimmer — Lisweth!
Sah ich dich kommen, rack und lang,
Den Bügelftahl in Händen,
Und wie du wallst im Goldlicht
Der schräggewobenen Strahlenwand,
Da ist's, als schreite auf den Strahlen
Licht schwebend, deine unfruchtbare,
Die steife, herbstliche Gestalt,
Und es erschimmere von innen
Dein glanzlos pflichtverschlossnes Antlitz,
Durchsichtig sonst nur für die Wonnen
Und die Verzückungen des Glaubens. —
Zur gleichen Stunde, Tag für Tag,
Durch alle Zimmer wandelst du
Zum letzten so, zum Bügelfaal —
Kattun, verschoffener, weiß und blau
Sind die Gardinen; weiß lackiert
Die Türe und der Wand Getäfel —
Und gräbst dich ein im Schnee der Wäsche,
Verloren ganz, nur daß dein Haupt
Du sorgend oftmals seitlich neigst,
Hinhorchend nach der Kinderstube,
Die fernher, tief im Haus ertobt. —
Und reinlich bügelst du Wolle und Leinen,
Und peinlich faltest du Stück um Stück;
Und kleiner wird um dich der Haufe,
Und größer wird vor dir der Stoß. —
Was duftet noch so wohligh frisch,
So tief beruhigt wie dein Zeug?
Lisweth: Deine Seele!
Was ist so glatt noch und gerecht,
So gleich gefaltet und gelegt?
Dein Leben, Lisweth!
So wie du selber deine Linnen,
So nahm dein Leben das Geschick.
Und strengte, glättete und strich,
Und teilte, faltete und glich —
Da wurde Tag wie Tag;

Da wurde Jahr wie Jahr;
Und alles blieb — wie's war;
Und alles liegt — wie's lag
Du murrst nicht; zwar schon oftmals fand
Ich weinend dich — nun denk ich mir:
Ist's um veräumte Jugend? Ist's,
Weil niemals liebend einem Mann
Du dich vertraut? Weil nie ein Kind,
Ein eignes, dir am Halse hing? —
Das ist es nicht! die Tränen rinnen
Dir nur so leicht! die Tränen sind
Dir Wonne, seliger Genuß!
Du murrst nicht; und was solltest du? —
Einst vor des ew'gen Schicksals Thron
Stehst du in deiner Tugend Kleid
Gelassen — und wir andern blinzeln
Mit Augen dir, für uns zu bitten. — — —
In deiner Kammer steht mein Bettchen,
Denn ich bin krank, „recht krank!“
Und hierherein ward ich gebettet,
Daß auf die jüngern Brüder nicht,
Noch auf den neuen, Jüngsten,
Mein hitzig Fieber falle,
Und tief im Winter ist's,
Und früh am Morgen,
Lang, lang vor Tag,
Die Uhr, die riesenhafte, drüben
Hebt an zu schlagen lust, gequält,
Athmatisch röchelnd — eins! — zwei! — dreil
Vier! — fünf! — —
Da regst du seufzend dich im Bette,
Und sitzt auf, verweilst ein kleines,
Dann kriechst du huschernd aus den Federn,
Langt vor die Funzel hinterm Schrank,
Die dort zu Füßen der Maria
Du brennen hast,
Scheint an mich mit dem kleinen Licht —
Ich stell mich schlafend — und getäuscht
Gehst fern du — und nun seh ich,
Wie du am Tisch beim Schein des Lämpchens
Mit beiden hohlen Händen

Dir Nacken wäschst und Antlitz,
Den Scheitel dir, den glatten,
Mit dem zerbrochenen Kamme strählst,
Den blauen Rock, den braunen Kittel
Dir überstreift — im Weggehn dann
Das Licht zurückstellst hinterm Schrank —
Fort bist du, und den ganzen Tag
Kann ich das kleine Licht nicht sehn . . .
Bis dann in später Winternacht
Zurück du kommst; dann frag ich:
Lisweth, wo warst?
Was tatest du den ganzen Tag?
Zu dieser Stunde morgens?
Und was den Nachmittag zu jener? —
Doch nein! — Das denk ich nur und liege
Ganz still!
Und du, ohn alles Hin und Her
Langst hinterm Schrank hervor die Funzel,
Scheint an mich mit dem kleinen Licht —
Ich stell mich schlafend — und getäuscht
Gehst fern du — und nun seh ich,
Wie du am Tisch beim Schein des Lämpchens
Das Haar dir öffnest für die Nacht
Und es zu Zöpfen flicht — die Finger
Oft wärmend an der Flamme — dann
Das Licht zurückstellst zu den Füßen
Der Muttergottes hinterm Schrank,
Und abgetreift schnell Rock und Kittel
Ins Bette huschernd kriechst, wo mählich
Gebete murmelnd du entschlummerst.
Und ich, in wachem Fiebertraum
Lieg da,
Und lausche furchtsam deinem Atmen,
Und seh, wie zuckend hinterm Schrank
Das Licht sich müht, zu mir zu reichen;
Und warte, warte, bis die Uhr,
Die riesenhafte, drüben
Zu schlagen anhebt: eins! — zwei! — drei! —
Vier! — fünf! —
Und du zur Arbeit dich erhebst
Und vorlangst hinterm Schrank die Funzel. —



Wann ist der Wald am schönsten doch?

Wann ist der Wald am schönsten doch,
Wann duftet es drinnen am feinsten?
Wann tönt so freudig der Spechte Gepöck?
Wann schlagen die Amseln am reinsten?

Zu welcher Stunde am Sommertag
Die Winde lieblich wehen?
Wann ist am wohlsten im dunklen Hag
Den Hirschen und den Rehen?

Wann schwirren und fliegen selig froh
Die kleinen bunten Käfer?
Ihr wißt es nicht? — Na ja — ach so
Ihr seid auch Siebenschläfer.

Wer träumt beim ersten Sonnenschein,
Ist wie ein Blinder und Tauber,
Für ihn wird nie auf Erden sein
Des Waldes junger Zauber.

Und glaubt ihr's nicht, dann schnell heraus
Frühmorgens mit Brüdern und Schwestern;
Dann ist ein Jubel im Waldeshaus,
Dann jubelt's von allen Nestern!

Nun plaudern wir das, nun plaudern wir dies,
Nun kennen wir keine Sorgen.
Es ist der Wald ein Paradies
Am jungen frischen Morgen.

Und alle Wipfel singen mit,
Die Tannen sich grüßend vernetzen,
Und mit zierlich feinem, leisem Schritt
Rästen die Elfen den Reigen.

Und wer da selber tanzen kann,
Muß sich im Kreise drehen,
Dab' ich doch morgens den Wurzelmann,
Den alten, tanzen sehen . . .

E. Strassburger.

Wie man sich irren kann. Wenn wir etwas als unumstößlich sicher bezeichnen wollen, pflegen wir zu sagen: Ich habe es selbst beobachtet. Darin liegt eine ganz gehörige Heberhebung, denn bei genauerer Prüfung zeigt sich, daß unsere Beobachtungen vielen und großen Irrtümern zugänglich sind. Man kennt ja die interessanten Versuche, bei denen man glaubt, eine Anzahl in einer gewissen Art gezeichneter gerader Linien sei in einem Winkel gegen einander geneigt, während sie wirklich einander parallel sind — erst die direkte Ausmessung beweist dies, jedoch auch wenn man auf diese Weise sich überzeugt hat, daß die Linien wirklich parallel sind, meint man immer noch das Gegenteil zu sehen. Aber es kommen noch viel merkwürdigere Irrtümer vor, solche, die man geradezu für unmöglich halten sollte, wenn ihr häufiges Vorkommen nicht bewiesen wäre. Ein französischer Gelehrter hat vor einiger Zeit ein frappantes Beispiel dafür geschaffen. Er ließ sich zehn Gegenstände anfertigen, die sämtlich genau das selbe Gewicht, nämlich das von 112 Gramm, besaßen; aber die Größen dieser Gegenstände wichen bedeutend von einander ab: Der umfangreichste war ein leerer Kasten mit 8000 Kubikzentimeter Inhalt, der kleinste war ein kleines mit Blei gefülltes Stui von nur 1000 Kubikzentimeter, jedoch also der größte achtmal so groß war, als der kleinste. Nun wurden fünfzig Menschen aufgefordert, die Gegenstände nach Belieben zu berühren und aufzuheben; dann sollten sie angeben, ob sie bei den Gegenständen Gewichtsunterschiede wahrnahmen, und welcher Art diese eventuell wären. Man sollte doch nun sicher annehmen, daß die Leute bald herausfinden würden, daß alle die angeführten Gegenstände gleich schwer wären, höchstens würde vielleicht Einer oder der Andere einen kleinen Fehler begehen, aber weit gefehlt! Von den fünfzig Versuchspersonen bemerkte nur eine einzige, daß er Gegenstände von gleichem Gewicht gehoben hätte, die übrigen 49 fanden große Gewichtsunterschiede. Es war klar, daß sie sich durch die Beobachtung, daß die zu hebenden Gegenstände recht verschiedene Größen haben, so sehr in ihrem Urteil hatten beeinflussen lassen, daß die unmittelbare Wirkung auf die hebenden Hände, die doch hätte lehren müssen, daß die gehobenen Körper ein gleiches Gewicht haben, also zur Erhebung genau die gleiche Kraftanstrengung erfordern, gegen diese

Urteilsäußerung nicht aufkam. Denn der große Kasten wurde 42 mal für den leichtesten Gegenstand erklärt, und das kleine Stui 45mal für den schwersten, es war also unbewußtermaßen die Größe mit dem Gewicht in Verbindung gebracht, gleichsam nicht ihr absolutes Gewicht festgestellt worden, sondern das, was die Größe als spezifisches Gewicht bezeichnet, d. h. das Verhältnis zwischen Gewicht und Größe. Man sagt, ein Körper hat ein großes spezifisches Gewicht, wenn ein Kubikzentimeter von ihm viel mehr wiegt, als ein Kubikzentimeter Wasser. Sowie solche Größenvergleichen ausgeschlossen waren, zeigte es sich, daß die Menschen eine genügende Beurteilung der zu hebenden Lasten besitzen. Denn als man den Versuch machte, die gleichen zehn Gegenstände heben zu lassen, während die Hebenden die Augen geschlossen hielten, so daß sie nicht wußten, welchen Gegenstand sie vor sich hatten, fanden alle, daß die Körper gleich schwer sind. An den Versuchskörpern waren Knöpfe angebracht, an denen sie in dem Fall gehoben wurden, daß die Augen geschlossen waren. Bestand aber nachher die Aufgabe darin, die Gegenstände an den gleichen Knöpfen hoch zu heben, aber nunmehr mit offenen Augen, so sagten die gleichen Menschen wieder, daß dieselben Gegenstände, bei denen sie soeben ein gleiches Gewicht festgestellt hatten, ganz verschieden schwer seien! Danach muß man wirklich mit großem Mißtrauen die eigenen Beobachtungen behandeln! — h. g.

Vom Sprechenlernen der Kinder. Von sehr großem Interesse ist, wie das Kind sprechen lernt. Dem Sprechenlernen geht durchweg das Sprachverständnis voraus. Die meisten Kinder verstehen einzelne Worte schon in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres, denn sie wenden den Kopf und strecken die Hände aus nach Gegenständen, die man benennt. Die Bildung der Worte erfolgt ganz allmählich. Der Säugling macht nicht nur Bewegungen mit Armen und Beinen, sondern benutzt auch die Muskeln des Kehlkopfes, der Zunge, des Gaumens und der Lippen und so entstehen zahlreiche Töne und Geräusche, an denen sich das Kind augenscheinlich ergötzt. Auch alle Vokale und Konsonanten, die wir gebrauchen, und noch viele andere, werden spielend hervorgebracht. Durch Nachahmung lernt es allmählich, die Worte zu formen; dies gelingt oft erst nach vielen vergeblichen Versuchen, ebenso wie auch die Greifbewegungen nicht gleich zum Ziele führen. Hat das Kind gelernt, mit bestimmten Worten bestimmte Dinge zu bezeichnen, so drückt es durch ein einziges Wort anfangs nicht einen einzelnen Gegenstand oder Vorgang, sondern in der Regel einen Wunsch, ein Begehren, eine Gemütsstimmung aus, also etwas, was der Erwachsene mit einem Satz bezeichnen würde. Mit dem Worte „Lul“ will es z. B. sagen: hier ist mein Stuhl, ich will meinen Stuhl haben, ich möchte auf den Stuhl gehoben sein, mein Stuhl ist nicht da usw.

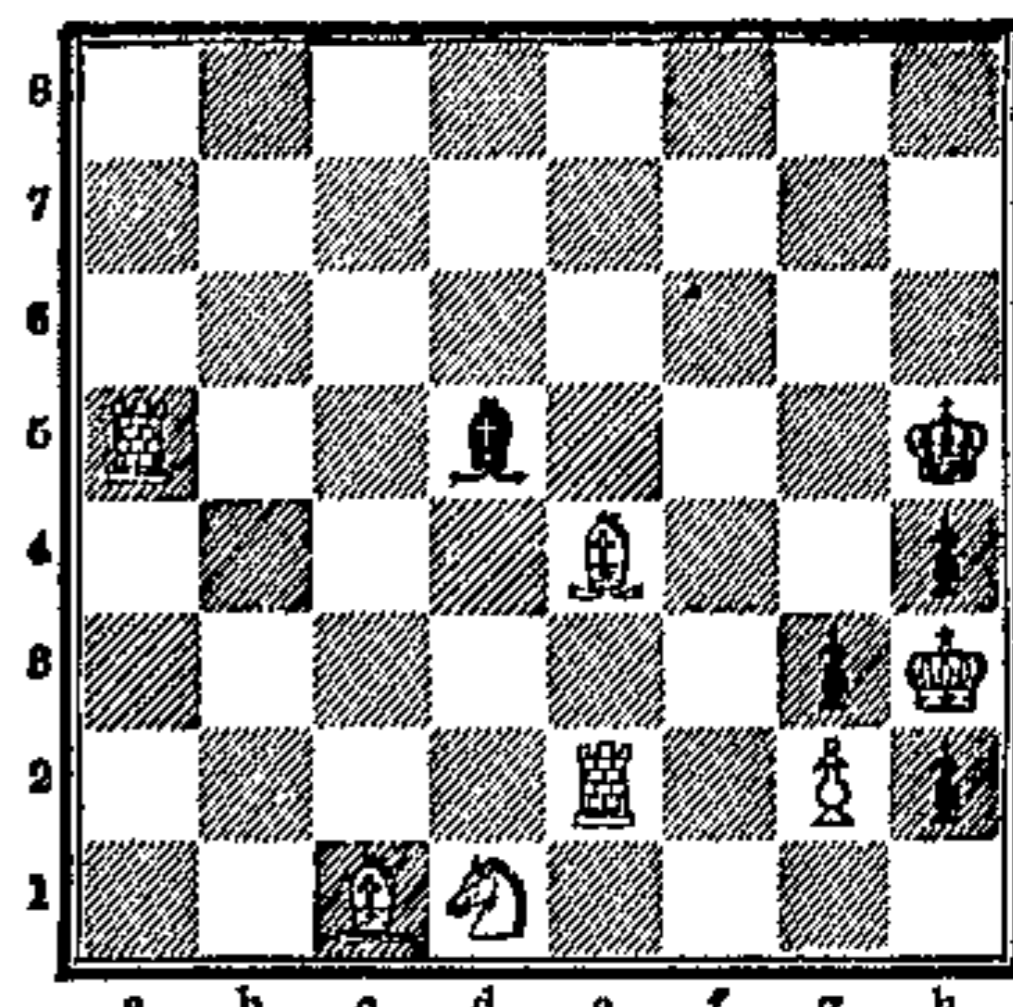
Jedes Kind lernt nicht allein die Sprache derer, in deren Verkehr es aufwächst, sondern auch den Akzent, Tonfall und Dialekt jener. Daß die Erblichkeit dabei keine Rolle spielt, geht daraus hervor, daß das Kind die Sprache erlernt, die es von Geburt an zu hören bekommt. Das Kind lernt die Sprache in erster Linie durch Nachahmung. Taube Kinder bleiben daher stumm und blind geborene lernen später sprechen als sehende. Die Worte werden mit der Vorstellung der Gegenstände etwa von Beginn des zweiten Lebensjahres an assoziativ verknüpft.

Ein 1½ Jahre altes Kind soll nach Untersuchungen, die nach dieser Richtung hin gemacht worden sind, etwa 40 Gegenstände benennen können, ein 2 Jahre altes etwa 300—800. Im dritten Lebensjahre erfährt der Sprachschatz des Kindes eine außerordentliche Bereicherung. Ein amerikanischer Gelehrter fand, daß in den beiden ersten Lebensjahren die Haupt- und Zeitwörter die Eigenschaftswörter erheblich überwiegen. Ein 19 Monate alter Knabe konnte im ganzen 115 Wörter sprechen. Von diesen waren 60 Proz. Hauptwörter, 20 Proz. Zeitwörter, aber nur 11 Proz. Eigenschaftswörter. Daneben besaß er 4 Umstandswörter und 6 Ausdrucksörter; die Bindewörter, Verhältniswörter und Fürwörter fehlten gänzlich. Die Verstümmelung und Entstellung der Worte, die für die Kindersprache so charakteristisch ist, hört meistens erst gegen Ende des fünften Lebensjahres auf. — h. b.

Einen Zimmer-Bumerang aus Aluminiumblech beschreibt „Die Umschau“ (H. Wechhold, Frankfurt am Main), den sich jeder, der an der Eigenart dieses australischen Wurfholzes Gefallen findet, leicht nachmachen lassen kann und der sich auch zu Experimenten in einem geschlossenen Raum von mäßiger Größe recht gut eignet. Die Eigenart des Bumerangs besteht bekanntlich darin, daß das gebogene Wurfholz etwa 60 Meter weit in die Luft geschleudert, in eleganter, birnenförmiger Kurve wieder zu dem Werfenden zurückkehrt. Die neuen Zimmer-Bumerangs bestehen nun nicht bloß aus dem Wurf-

instrument selbst, sondern auch aus einer Wurfbohrung, die in der Hauptsache aus einer Feder besteht, die kräftig genug ist, das Wurfinstrument etwa sechs Meter weit zu schleudern. Die Bumerangs selbst werden aus Aluminiumblech von der Stärke eines halben Millimeters und einer Länge von etwa zehn Zentimeter hergestellt. „Um diese Bumerangs zu schleudern, dient die auf einem an den Tisch anschraubbaren Fußbrette vertikal befestigte flache Stahlfeder. Ein verstellbares Tischchen dient zur Auflage des Geschosses, welches durch Zurückziehen der Feder und Loschnellenlassen fortgeschleudert wird. Der Bumerang fliegt etwa 5 bis 6 Meter fort schieß aufwärts und kehrt, wenn er kein Hindernis vorfindet, ungefähr zum Ausgangspunkt zurück.“ Wer das Experiment nachmachen will, dem genügt ein Stück Stahlblech, das mit dem einen zugespitzten Ende in feststehendes Holz (Tisch oder Fensterbrett usw.) getrieben ist. Das verstellbare Tischchen zum Auflegen des Wurfgeschosses ist recht gut; durchaus notwendig ist es jedoch zum Gelingen des Versuches keineswegs. —

Schach-Aufgabe.
Schwarz (5 Steine)



Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem zweiten Zuge matt zu setzen. (Selbstmatt.)

Rätselsprung.

ne	Be-	ger	U-	wie	ein	nicht	hoch
an	gen,	el-	Buch-	län-	zu	ist	in
grabt's	wel-	tar	sin-	dem	gen,	be-	webt
Und	dem	auf	Ge-	der	stern	chen	brin-
heit	mit	te	Ge-	Der	teil	Und	Le-
Lei-	nicht	mens-	Par-	org	Das	zu-	Bei-
lei-	Wu-	Her-	Der	gill's	jer	ein	me
ein	chen-	heit	Op-	che-	Muß-	als	dar-
me-	ner	lei;	wegh.	mens-	ein	schmel-	gill's
tuch.	Lied	und	legt	Le-	Dienst	nem	wohl
schmach	Man	Dem	im	sei-	ste	ben	der

Logogryph.

Daß nie zu sehr von meinem ersten Worte dich beschleichen,
Sonn' ist gar leicht mit d am End' mein zweites dich erreichen.

Auflösung des Sprichwörter-Rätsels.

Es ist nicht alles Gold was glänzt.

Auflösung des Logogryphs.

Schmerz — Schmerz.

Auflösung des Verwandlungs-Rätsels.

Wehr Licht.
Made — Erlau — Helm — Nache — Lampe — Tier — Christ —
Sobel — Tatna.

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Aus: E. Strassburger „Kinderlieder für das Volk“. Mannheim. Mannheimer Aktiendruckerei H. G. Nr. 20 Pf.